

Am häuslichen Herd

Wöchentliche Beilage zum Merseburger Korrespondent

Nr. 15

Merseburg 13. April

1923

Für meine Söhne.

Sehe nimmer mit der Wahrheit!
Bringt sie Leid, nicht bringt sie Reue;
Doch, weil Wahrheit eine Perle,
Solche Rücksichtslosigkeiten.

Blüte edelsten Gemütes
Ist die Rücksicht; doch zuzeiten
Sind erfrischend wie Gewitter
Wirf sie auch nicht vor die Säue.

Wadrer heimatischer Grobheit
Sehe deine Stirn entgegen;
Artigen Leutseligkeiten
Sehe schweigend aus den Wegen.

Wo zum Weib du nicht die Tochter
Wagen würdest zu begehren,
Halte dich zu wert, um gastlich
In dem Hause zu verkehren.

Was du immer kannst, zu werden,
Arbeit scheue nicht und Wachen;
Aber hüte deine Seele
Vor dem Karriere-Machen.

Wenn der Böbel aller Sorte
Tanzet um die goldenen Kälber,
Halte fest: du hast vom Leben
Doch am Ende nur dich selber.

Der eine fragt: Was kommt danach?
Der andre fragt nur: Ist es recht?
Und also unterscheidet sich
Der Freie von dem Knecht.

Theodor Storm.

Abalises Ehe.

Roman von Erich Ebestein.

15] (Nachdruck verboten.)
Er zog ihre Hand an die Lippen und sah ihr tief in die Augen.
„Errieten Sie wirklich nicht, warum ich die Komödie mit der Gräfin begann?“
„Komödie?“
„Nun ja! Ich will doch viel und oft in Ihrer Nähe sein und darf Ihren Ruf nicht gefährden. Da ist ein kleiner, scheinbarer Flirt mit der lustigen Gräfin doch der beste Deckmantel für meine wahren Gefühle! Begriffen Sie das nicht gleich?“
„Nein! Darum also...“
„Nur darum! Der kalte Empfang Ihres Mannes neulich hat mir ja deutlich genug bewiesen, daß ich bereits seine Eifersucht erzeuge.“
Ein bitteres Lächeln suchte um Abalises Lippen.
Sie wollte sagen: oh nein, er ist nicht eifersüchtig, nur gleichgültig! Aber sie schwieg.
Löwentreu zog ihre Hand noch einmal an die Lippen und fuhr hastig fort: „Ich muß nun gehen. Vorher aber eine Bitte — werden Sie immer nur in Gesellschaft nach Mairingen kommen? Nie allein? Damit ich doch ab und zu wenigstens das Glück genieße, meine Königin für Minuten allein zu haben!“
Abalisse entzog ihm ihre Hand und sah ihn groß an.
„Durchlaucht, diese Jammertung! Wie könnte ich allein...“
„Ach, mißverstehen Sie mich doch nicht absichtlich! Ich will doch nicht das geringste Unrecht! Nur ein paar Minuten ohne den ganzen Hofstaat, um Sie in Ihre lieben Augen blicken und ungeföhrt mit Ihnen plaudern! Kein Mensch könnte etwas daran finden, wenn Sie zum Beispiel nach Tisch, während die anderen Herrschaften der Kube pflegen, einen kleinen Spaziergang in den Wald machen.“

Abalisse schwieg. Ein unbefagliches Gefühl bedrückte sie. Da traf sie wieder der sengende Strahl aus seinen Augen, lebend — beschwörend.

Sie aber sah andere Augen — helle, fassenscharfe, die ernst und streng auf ihr ruhten, wie in stummen Vorwurf. Und sie schwieg immer noch. Die Kehle war wie zugeschnürt.

Ein Geräusch im Garten machte sie aufschrecken. Es war die Försterin, die Küchenträger holte.

„Sie müssen gehen, Durchlaucht —“, stammelte Abalisse verwirrt. „Bitte, gehen Sie jetzt, ich weiß noch nicht — es kann ja sein, daß ich einmal zufällig...“

„Gut, ich warte und hoffe. Aber vergessen Sie nicht, daß ich täglich voll Sehnsucht warten werde.“

Gräfin Lo war auch auf dem Heimwege voll strahlenden Übermuts. Es war reizend. Wir müssen einen Ausflug nach Mairingen wirklich öfter machen. Ich bin ganz verliebt in das Dornröschen-schloß. Löwentreu muß uns übrigens nächstens auf den Anstand mitnehmen. Die Jagdanzel ist prächtig!

„Er wird sich bedanken, einen so unruhigen Geist wie dich mit auf den Anstand zu nehmen“, bemerkte Lo's Gatte höflich.

„O, er hat es mir doch schon versprochen. Ich bekomme eine Damenbüchse, und wenn das Rehudel wie heute auf den gegenüberliegenden Hang zur Aejung kommt, schreie ich den Vord mitten heraus. Es ist eine Vinderei.“

„Ja, Vöde schießt du oft“, lachte Mary, „das erleben wir alle Tage an dir, liebe Lo!“

Lo, nicht im mindesten getränkt, wandte sich an Abalisse. „Wo steckst du denn übrigens, während wir auf die Jagdanzel gingen? Warum gingst du nicht mit?“

„Ich hatte Kopfschmerzen und war müde. Da setzte ich mich ein wenig in den Garten der Försterin“, antwortete Abalisse kurz.

Sie schlugen auf Lo's Vorschlag den Weg über die Fabrik ein, „weil bei dem herrlichen Abend es schade sei, schon heimzukehren.“

Als sie in die Nähe der Fabrik kamen, sahen sie überall Menschengruppen stehen, die erregt etwas besprachen. Alle Verbindungswege und die Straße waren voll solcher Gruppen.

„Mir scheint, da ist etwas geschehen? Am Ende gar ein Unglück in beines Mannes Fabrik“, sagte Lo.

Unermatt fragte einen ihnen eben entgegenkommenden Beamten nach der Ursache der Aufregung.

„Sie wissen es noch nicht? Man hat in Sersajew den Thronfolger und seine Gemahlin ermordet. Vor einer halben Stunde kam die Nachricht.“

Wie vom Blitz getroffen saßen sich alle an. Selbst Lo's Gesicht war ganz bleich geworden.

„Wie schrecklich!“

In stummer Hast legten sie den Rest des Weges zurück. Am Flaggemaß von Karolinenruhe wurde eben eine schwarze Fahne aufgezogen, als sie das Haus betrauen.

Im Wohnzimmer wartete Leo Gottulan bereits. Sein Gesicht war sehr ernst. Unruhig schritt er im Gemach auf und ab.

„Ist es wahr, Leo?“, fragte Abalisse noch unter der Tür.

Er nickte.
„Leider!“

„Aber mein Gott, das ist ja gräßlich! Zwei Menschen auf einmal! Zwei Menschen, die sich so lieb hatten und in der Blüte des Lebens standen.“

Sie brach in Tränen aus.
Gottulan blickte den Grazen an.

„Ich fürchte, es wird mit diesen zwei Opfern nicht abgetan sein“, sagte er leise. „Ihr Tod ist vielleicht der Tropfen, der einen Becher Bitterkeit nun zum Überfließen bringen kann!“

Unermatt nickte düster. Er hatte verstanden.

*
Bier Wochen später wachten sie in Karolinenruhe mitten in der Nacht jäh aus dem Schlafe auf. Alle Glöden im Dorf läuteten, Trommelwirbel Klang von der Straße herüber. Dann brach er jäh ab, und man hörte eine laute Männerstimme irgend etwas Unbefangenes ansprechen.

Abalisse, die in der letzten Zeit selten gut schlief, war zuerst wach. Erichrodens sprang sie aus dem Bett, warf die Meider über und trat an das offene Fenster. Was war geschehen? Braunte es irgendwo? Ihr erster Blick suchte die Fabrik oben am Waldesrand. Aber dort war alles dunkel. Nicht einmal die Uhrzeife konnte man erkennen in der sternlosen Nacht, die schwarz und wie ein Leichentuch alles verhällte.

Und die Glöden tönten noch immer fort. Bang und schwer schien der Klang. Nun legte auch der Trommelwirbel wieder ein. Zwischen

den Bäumen sah Adalife in der Richtung des Dorfes Lichter auf-
flammen, die sich unruhig hin und her bewegten. Auch Menschen-
stimmen schlugen an ihr Ohr. Alle Wege um Karolinenruhe schienen
plötzlich belebt von Menschen, die dem Dorf zuströmten.

Zugleich fiel ihr ein, daß die Herren schon seit ein paar Tagen
mit ernstern Gesichtern herum gingen, die Zeitungen förmlich nach-
sahen und häufig leise Gespräche untereinander führten. Leo's
Miene war gestern abend besonders ernst und jorgenvoll gewesen.

Adalife, die sich weder um Zeitungen, noch um Politik kümmerte,
auch viel zu sehr mit anderen Gedanken beschäftigt war, hatte bisher
kaum darauf geachtet. Jetzt fiel es ihr plötzlich wieder ein und erfüllte
sie mit unbestimmter Unruhe.

Es litt sie nicht länger allein in ihrem Zimmer. Sie ging hinüber
noch dem Eszimmer, in das mit ihr zugleich auch Mara und Klaudia
eintraten.

Hilberts waren seit vierzehn Tagen in Karolinenruhe. Aber
zwischen ihnen und Adalife lag ohne greifbare Ursache ein Schatten
von Verstimmtheit und Entfremdung, der beide Teile einander noch
Möglichkeit meiden ließ. Adalife konnte den Thron, die bei jeder Ge-
legenheit zutage tretende „lächerliche Anbetung“ Leo's nicht verzeihen,
und Hilberts fühlten sich äusserst peinlich berührt durch das kalte, ge-
spannte Verhältnis des jungen Paares, an dem sie Adalife allein die
Schuld gaben.

In diesem Augenblick aber dachten weder die jungen Mädchen noch
Adalife an die Verstimmung.

„Habt ihr gehört?“, fragte Adalife erregt. „Was kann das nur
bedeuten?“

Mara sah sie ernst an. „Ich fürchte“, begann sie, verstimmt
aber wieder, denn in diesem Augenblick erschienen Mama Hilbert,
Andermatts, Mary von Leopold und die Baronin. Alle bleich und
erschreckt.

„Um Gotteswillen, was —“, da erblickten sie Leo, der hinter der
Baronin eingetreten war.

Auch Leo sah sehr bleich aus. Offenbar war er noch gar nicht zu
Bett gewesen, denn er trug noch den Gesellschaftsanzug, in dem er
beim Abendessen erschienen war.

Frau Cälia lief auf ihn zu.
„Sage uns um Himmelswillen, was dieser aufregende Lärm zu
bedeuten hat, Leo?“

„Daß wir Krieg haben, Mama, und die Mobilmachung verkündet
wird. Ich erfuhr es schon gestern abend, nachdem wir uns getrennt
hatten, durch eine Depesche des Bezirkshauptmanns, dachte aber nicht,
daß der Bürgermeister sich so beeilen wird, sie noch nachts bekannt
zu machen.“

Krieg! Alle starren sich im höchsten Grade verwirrt an. Nur
Mara und Graf Andermatt schienen nicht überrascht.

„Es war zu erwarten!“, rief letzterer. „Österreich konnte dieses
selbstliche Verrätherthum nicht länger ungestraft vor seinen Thoren wirt-
schaften lassen.“

Dann sprach er von seinem Stall, der nun wohl leider einen
großen Teil der Pferde werde abgeben müssen, und daß er sich wahr-
scheinlich als Freiwilliger melden würde, um zur Abwechslung nun
mal „Kriegssport“ zu betreiben.

Mary von Leopold trat zu Leo Gottulan.
„Glauben Sie, daß der Krieg lange dauern wird?“

„Ich fürchte — ja, gnädiges Fräulein, denn vermutlich werden sich
andere Mächte hineinmischen. Rußland vor allen. Und in diesem
Falle bestimmt auch Deutschland.“

Mary's Augen öffneten sich weit.
„Deutschland? Oh — Deutschland? Und was wird England
dann tun, Herr Gottulan?“

„Das weiß zur Stunde wohl noch kein Mensch. Wenn Sie aber
meine persönliche Meinung wissen wollen, so ist es diese: England,
habgierig und eifrig auf Deutschlands Größe, wird alles tun, um —
die Gelegenheit zu benutzen!“

„Sie glauben, es wird Deutschland den Krieg erklären?“

„Vielleicht. Mindestens wird es nach einem Vorwand dazu suchen
und uns die Franzosen auf den Hals heben. Wer weiß, ob dieser
ganze Krieg nicht ein wohlwogener, von langer Hand vorbereiteter
Plan Englands ist? England schläft schon lange nicht ruhig, seit das
Deutsche Reich so mächtig emporgeblüht ist.“

Mary's Augen flimmerten wie die einer Kaze.
„Sie irren, Herr Gottulan. England hat und verachtet Deutsch-
land, aber es fürchtet dieses Barbarenland nicht! Ubrigens will ich
jetzt pöden. Da Sie einen Krieg mit England nicht für unmöglich
halten, möchte ich doch auf alle Fälle lieber gleich in den nächsten Tagen
nach England zu den Verwandten meiner Mutter reisen.“

Gottulan sah sie verblüfft an.

„Wie — Sie wollen jetzt in dieses Land reisen, das vielleicht schon
in wenigen Tagen Feindesland für uns ist?“

„Für mich nicht. Ich habe England immer als meine wahre und
eigentliche Heimat betrachtet und würde mich im Kriegsfalle gerade
hier als im Feindesland betrachten!“, sagte sie kalt und hochmüthig.
Gottulan trat einen Schritt zurück.

„Das ist allerdings etwas anderes“, bemerkte er ebenso kalt und
hochmüthig wie sie, „unter diesen Umständen kann ich Sie natürlich gar
nicht bitten, länger als Gast in meinem Haus zu verweilen. Wann
wünschen Sie den Wagen?“

„Zum ersten Zug, der geht, selbstverständlich!“, antwortete sie, bebend
vor Horn über das „ungeschliffene Benehmen dieses Bauern“, der sie
förmlich zum Haus hinauswarf.

„Keine Spur von einem Gentleman!“, dachte sie noch im Hinaus-
gehen. „Das ist nun der Dank dafür, daß ich seiner Frau so lange
hier Gesellschaft leistete! Und Adalife sitzt daneben und rührt sich nicht
einmal bei seinen Beleidigungen! Aber ich werde mich rächen.“

Adalife sah in der That „daneben“, als dieses Gespräch geführt
wurde. Aber sie interessirte sich nicht für „Politik“ und hatte gar nicht
hingehört. Auch der Krieg, unter dem sie sich noch nichts recht's vor-

stellen konnte, ließ sie gleichgültig. Desto eifriger dachte sie an den
Bringen Löwentreu's. Was der wohl zu der „Geschichte“ sagen würde?
Ob er es schon wußte? Oder ob ihm Eisenhart morgen beim Früh-
stück den ganzen Vorgang berichten würde?

Da sagte Leo plötzlich neben ihr zur Baronin: „Löwentreu? Ja,
sicher wird er nun wieder zum Heer zurückkehren!“

Adalife fuhr herum.
„Oh — du glaubst?“

„Selbstverständlich! Er war doch bis vor kurzem noch Offizier.
Er kann doch gar nicht anders.“

„Aber dann — dann muß er ja — fort!“

„Ja, freilich. In das werden wir uns leider fügen müssen.
Schade — er war ein netter Gesellschafter und wird uns sehr auf
Karolinenruhe fehlen.“

Adalife lief es kalt über den Rücken. Löwentreu fort — in den
Krieg — vielleicht bald verwundet — oder gar — tot! Zu Ende, was
gerade erst so schön begonnen hatte. Diese reizvollen Pflaunderskündchen
im sonnendurchleuchteten, dufterfüllten Wald, von denen keiner wußte.
Das Glück, einen Menschen zu besitzen, dem man alles sagen konnte,
was einen bewegte, und der immer das richtige Verstehen für alles
besaß. Ordentlich ausgelebt war sie dabei. Und er war immer so braun
gewesen — hatte sein Wort gehalten — ihr zuliebe. Wie mehr als
ein paar Handküsse oder einen verlebten Wid hatte er sich erlaubt,
weil sie es so wollte, und weil sie sonst nicht mehr gekommen wäre.

Und das alles sollte nun vorüber sein, weil dieser Krieg dazwischen
kam? Ja, was blieb ihr denn dann noch?

Ihre Bestürzung spiegelte sich so deutlich in ihrem Gesicht, daß
Leo spöttisch sagte: „Na, mir scheint, das geht dir ja furchtbar nahe?“

Dabei ängelte es in seinem forschenden Blick wie Mißtrauen auf.
Adalife sah es, und das brachte sie wieder zur Besinnung. Ihr
Ton klang ganz kühl.

„Gewiß tut es mir leid, daß wir nun wieder einen Freund ver-
lieren auf Karolinenruhe, da die Trauer unseren Kreis ohnehin so
klein macht!“

Einige Minuten später kam Manfred. Er wohnte oben in der
Fabrik, wo Gottulan ihm ein mit allen modernen Einrichtungen aus-
gestattetes Laboratorium zur Verfügung gestellt hatte. Er wollte sich
sofort zur Ruhe begeben, als ihn das Glockengeläut aufschreckte und
der Torwächter mit der Nachricht hereinstürzte, daß Krieg sei.

Nun brängte es ihn, bei den Seinen in Karolinenruhe zu sein.
Niemand dachte mehr an Schlafengehen. Die Herren setzten sich zu-
sammen und tauschten ihre Meinungen über den Krieg und dessen
voraussichtliche Dauer aus. Andermatt meinte, in einigen Monaten
sei alles vorüber, Serbien erobert und Rußland in Respekt gesetzt.
Darau, daß andere Großmächte sich einmischen könnten, glaubte er
nicht. Deutschland sei zu mächtig.

Gottulan sah die Zukunft schwärzer.
„Eben weil Deutschland so mächtig ist! Ich fürchte im Gegentheil,
wir müssen uns auf eine sehr lange Kriegsdauer einrichten, und das,
was jetzt geschieht, ist das Zeichen zum lang gedauerten, immer wieder
künstlich hinausgeschobenen Weltkrieg. Und vielleicht ist es gar so
heul, die eitem, müssen endlich aufbrechen, um zu heilen. Solcher
Denken aber war Europa voll schon seit langem!“

Sie sprachen noch eine Weile darüber hin und her, bis Gottulan
endlich aufstand und zu den Damen trat. Sie taten ihm leid in ihrer
Verföhrtheit. Wie ein Häuflein erschreckter Vögel saßen sie beisammen,
bleich übermächtig, nur ab und zu ein Wort wechselnd.

„Willst du nicht veranlassen, Adalife, daß Frau Anothe frischen
Kaffee hochen läßt und uns auch sonst etwas Belebendes heraufschickt?“
wandte er sich an seine Frau. „Mir ist schon ganz blau zu Mute!“

Er zog sich einen Stuhl heran und setzte sich zwischen Mara und
seiner Schwiegermutter, die in ihrer Erregung leise in ihr Taschen-
buch weinte.

„Na, na, Mama“, sagte er, sie ermutigend auf die Schulter
Klopfend. „Wer wird denn den Kopf gleich so hängen lassen? Ein
großer Geist, wie du, muß doch tapfer sein und jeder Lage gewachsen!“

„Ach, Leo“, seufzte sie, „ein Krieg ist schrecklich! Mein Vater
hat das Jahr sechshundertzig durchgemacht, und ebenso waren Hilbert
und Lebrecht als junge Leutnants dabei. Die haben Dinge erzählt
— und nun wird es ja vielleicht noch ärger —“

„Wahrscheinlich. Aber je größer die Not, desto größer müssen
auch wir uns zeigen! Pah auf, was wir jetzt alles zu tun bekommen
im Inlande! Ihr Frauen auch! Da muß jeder einzelne zeigen, daß
er ein Held oder eine Heldin sein kann. Und auch du wirst die
Kraft dazu haben!“

„Ach, ich! Ich bin schon alt und seit des armen Lebrecht Tod zu
gar nichts mehr zu gebrauchen.“

„Dy! Das werden wir schon sehen. Ich wette, du wirst mehr
leisten als manches junge Menschenkind.“

Adalife hörte im Hinausgehen seine Worte und wunderte sich, wie
belebend sein fröhlich zuversichtlicher Ton auf alle wirkte. Zugleich
ärgerte sie sich, daß sie als Hausfrau nicht selbst an Erfrischungen ge-
dacht hatte. Immer mußte er es sein, der sie an ihre Pflichten er-
innerte.

Als sie zurückkam, saßen alle um den länglichen Esstisch und auch
Andermatt und Manfred hatten sich zu den Damen gesellt — und
alle hatten ordentlich beruhigte Gesichter. Leo, der sonst wenig sprach,
führte das Wort. Er erzählte lustige und ernste Geschichten aus frühe-
ren Kriegen, besonders aus dem Jahre 1870, und niemand schien mehr
an den verkörperten Schreck zu denken, der sie zu so ungewöhnlicher
Stunde hier zusammengebracht.

Als nach einer Weile gar Frau Anothe Kaffee, Likör und allerlei
Nachwerk brachte, heiterte sich die Stimmung zusehends auf.

Sie merkten kaum, wie die Stunden verflohen und waren ganz
erstaunt, als auf einmal die Sonne ins Gemach schien und der Diener
meldete, daß auf der Terrasse zum Frühstück gedeckt sei.



So sehte dabei. Sie hatte kurz vorher erklärt, sich waschen und ein bißchen Toilette machen zu wollen, war aber dann nicht wieder erschienen.

Adalise vermochte sie nicht. Ihre Gedanken flogen immer wieder nach Mariningen. Jetzt mußte er es sicher schon. Und vielleicht rüftete er bereits zur Abreise. Wenn er vormittag nicht nach Carolinenuhe kam, so wollte Adalise nach Tisch unbedingt in den Wald gehen.

Sehen mußte sie ihn noch einmal. Und dann erwartete er sie auch ganz sicher. Ohne Abschied konnte er doch nicht fortgehen. . . .
Drüben auf der Straße, die man von der Terrasse aus überfah, wanderten unaufhörlich Gruppen jugender Burschen vorüber, die zur Bahnstation zogen. Die meisten hatten Blumen am Hut, Bündel in der Hand und frohe Gesichter.

(Fortsetzung folgt.)

Der Blinde.

Stizze von Grete Massé - Hamburg.

Helene schaute auf die Uhr und bemerkte mit Entsetzen, daß der Zeiger unaufhaltsam der Stunde zutrieb, in der der Vater heimzukommen pflegte.

Der Schreck, den sie wie einen elektrischen Schlag empfunden, als die Polizisten erschienen, war noch in allen Gliedern. Sie konnte sich selbst nicht bezwingen, wie sollte es ihr gelingen, den Blinden mit seinem scharfen Gehör und seinem abendlichen Feingefühl zu täuschen? Und doch durfte er die Wahrheit nicht erfahren, durfte nicht wissen, daß eben, vor noch nicht zehn Minuten, die Beamten den Bruder fortgeführt hatten, ohne Mitleid und ohne Gehör für ihren verzweifeltsten Aufschrei, mit dem sie sich an Ludwigs Brust geworfen hatte.

Da war schon auf der Treppe der wohlbekannte Schritt. Das kurze, sanfte Läuten an der Tür. Es blieb ihr nichts übrig, als zu öffnen. Der Blinde, ein freundliches Lächeln um den feingeschnittenen Mund, trat ein. Ihm folgte sein Hund, sein treuer Führer im Strahengewühl.

„Guten Abend, mein Kind“, sagte der Blinde. „Du kannst dir nicht denken, welch ein herrlicher Tag draußen ist. Die Luft schmeckt wie Honig. Ich muß an lauter blühenden Gärten vorbeigegangen sein, denn ich ging dahin wie in Wolken von Duft.“

„Erster Sommer, Vater! Erster, junger Sommer“, antwortete sie und versuchte ihrer Stimme Festigkeit zu geben, „überall nach dem warmen Regen der Nacht sind die Syringen aufgeblüht.“

„Ihr solltet auch hinaus ins Freie, Ludwig und du“, sagte der Blinde. „Ihr hockt viel zu viel im Laboratorium herum! Ihr seid zu fleißig! Mühet die Jugend, Kinder — bald ist sie vorbei.“

Der Blinde hatte sich in seinen Rehnstuhl gesetzt und hauchte nach der Hand der Tochter, die Teller und Tassen vor ihn hinstellte. Er hielt die kleine Hand zwischen seinen kühlen, weichen Händen und streichelte sie zärtlich.

Diese Berührung löste in Helene die mühsam zurückgedrängten Tränen aus. Sie rannen über ihre Wangen. Ach, sich jetzt anschmiegen können an ihr und die Wahrheit sagen, die graunige Wahrheit. Wie würde es sie erleichtern! Die furchtbare Last war zu schwer für sie.

Aber sie schloß die bereits geöffneten Lippen und preßte sie fest aneinander.

Unmöglich.
Nicht sie konnte es vollbringen. Nicht sie konnte sagen, deinen Sohn, meinen Bruder, hat man unter dem Verdacht, er sei Förderer und Mithelfender eines geplanten politischen Attentats, verhaftet.

Der Blinde blinnte besorgt auf.

„Was ist mit dir, Helene?“, fragte er. „Du bist erregt.“

Sie hatte sich schon wieder in der Gewalt.
„Ich hatte Ärger im Laboratorium, Vater! Ich habe mich schon beruhigt. Es ist nicht der Hebe wert. Man muß sich gewöhnen, andere Menschen und ihre Meinungen nicht so wichtig zu nehmen.“

Der Blinde sagte nichts, aber der Zug des Mißtrauens wich nicht von seinem Gesicht. Er griff nach dem Halsband seines Hundes, zog ihn dicht zu sich heran und neigte den Mund auf seinen Kopf, als wenn er ihm zuflüstern wollte, daß er der Tochter die Wahrheit vom Gesicht ablesen solle, die sie ihm verschweige.

Helene bereite den Tee und plauderte dabei.

„Hast du heute Freude gehabt an deinen Musikstunden, Vater?“

„Heute und immer“, antwortete er kurz.

„Will Fräulein Bunten dir den Klavierunterricht im Hause Gualte verschaffen?“

„Sie bemüht sich darum“, sagte er kurz.

Helene stellte die Teekanne auf den Tisch und strich dem Blinden die Brötchen.

„Wo ist Ludwig?“, fragte der Vater, kaum daß er ein paar Bissen genossen.

Helene verfärbte sich. Das hatte sie nicht bedacht, daß sie schon jetzt zu beginnen habe mit dem Lügenystem.

„Er wollte zum Vortrag von Professor Harms“, stotterte sie.

„Ja — er ist zum Vortrag. Sein Freund Teblaff ist mit ihm gegangen.“

„Der Vortrag von Professor Harms kann heute nicht stattfinden“, sagte der Blinde.

„So wird Ludwig einen Spaziergang gemacht haben“, erklärte sie schichtern. Der Blinde hob seinen Teller zurück, erhob sich, setzte sich in den Sessel am offenen Fenster und schwieg.

Sein Gesicht hatte einen lebenden und grüblerischen Ausdruck. Die Abendsonne warf einen Purpurstrahl über sein weißes Haar, über die schönen, blauen Augen, die so weit geöffnet waren und doch nichts sahen.

Helene räunte bekümmert den Tisch ab. Sie sah, er glaubte ihr nicht. Er ahnte, daß das Schicksal sich in seinen Weg stellte.

Der Blinde schwieg eine Weile und sah reglos.

„Willst du einen Absagebrief für mich schreiben, Kind?“, fragte er endlich. „Ich fühle mich matt und elend. Schreibe an Fräulein Bunten, daß ich morgen die Unterrichtsstunde ausfallen lassen muß.“

Als Helene den Brief geschrieben, drang er darauf, daß sie selbst ihn gleich zum Briefkasten trage.

Sie lief so rasch sie konnte, lief noch rascher zurück und kam doch schon zu spät.

Oben auf der Treppe, sie erwartend, stand die Nachbarin.

Helene wurde bleich und erschraf.

Die Frau nickte bekümmert mit dem Kopf.

„Es ist nichts zu machen, Fräulein“, sagte sie, „er weiß es schon! Er ist zu mir hinüber gekommen und hat mich auf Ehre und Gewissen getragt, so ernst, so sonderbar. Ich hatte nicht den Mut, ihn zu belügen.“

Helene schloß die Wohnungstür auf und trat ins Zimmer. Die rote Sonne, draußen vor den Fenstern, war blaß geworden. Schgraue Böse schienen sich niederzulassen auf die lichte Welt.

Der Blinde saß am Klavier und spielte einen Choral.

Langsam und feierlich klangen die Töne durch den Raum. Der Blinde Mann hielt Zwielfsprache mit seinem Gott.

Helene stand, ohne sich zu rühren, bis er geendet. Da tastete er mit der rechten Hand nach ihr und zog sie zu sich heran. Sie hielten einander umschlungen in ihrem großen Leid und lehten Wangen an Wangen.

Und um die Blinden und um die sehenden Augen breitete sich die gleiche Dunkelheit.

Der Silberdollar.

Von Ernst Ullrich.

Es läßt sich nicht leugnen, daß zwischen mir und meiner Frau eine Spannung herrschte, deren Ursache in der allgemeinen Teuerung lag.

Sie warf mir nicht ohne Grund einen Mangel an Geschäftstüchtigkeit vor und lamentierte jeden Tag, daß wir die geringe Ersparnis aus der Hinterlassenschaft von Onkel Eward auf die Sparkasse getragen hätten, anstatt einen Silberkasten, mehrere Brillantringe und ein paar Perferbrüden dafür zu kaufen. Jeder Mensch, erklärte sie, habe sich des Papiergeldes entäuert und Werte dagegen eingetauscht, wenn nicht Goldwerte, so doch Silberwerte — und Papier bleibe eben Papier.

Diese an sich nicht neue Feststellung war trotzdem geeignet, mich dem Trübhorn zu überlassen, denn wenn man auch mit heroischem Stoizismus versuchen konnte, den Grund dieser Wandlungen zu erforschen, so hielt doch die Philosophie dem realen Leben gegenüber nicht stand.

In diesem Zustand innerer Zerknirschung wurde ich eines Abends von meiner Frau in einer Weise begrüßt, wie ich sie seit den Mitterwochen nicht mehr kannte, und meine Frau stürzte mir mit jenem Erwidern, mit dem sonst Geständnisse über zu erwartenden Familieneinwachs abgelegt werden, ins Ohr: „Ich habe einen Dollar!“

Ich überdachte blitzschnell, ob wir nicht doch vielleicht einen Verwandten in U.S.A. besäßen, der Dollar auf uns regnen ließ wie Zeus das Gold auf Danae, aber wir waren völlig amerikanerin in unserer Familie.

Doch die Erklärung ließ nicht lange auf sich warten. Meine Frau brachte eine gekreuzte Kette zum Vorschein, die aus aneinandergenieteten Nadelgrößen bestand, in deren Mitte ein Silberdollar prangte. Diese Kette war der Rest von einem Abendkitteln, das meine Frau als netzliches Dirndl auf den Vereinsbällen der Vorkriegsjahre getragen hatte.

Vorsichtig wurde nun der Dollar mit der Zueifange entfernt und mit feiner Ehrfurcht bewundert, die Neugier vor einem Höhenbilde empfinden. Sehr lange dauerte die Eingeleit zwischen mir und meiner Frau nicht, denn über die Verwertung des Dollarrestes waren wir geteilter Meinung. Ich stimmte für Eisbrenn und Figaren, sie war für Kakao und Apfelsinen; schließlich einigten wir uns auf Margarine. Die wichtige Aufgabe des Wechselns wurde mir überlassen, und im Gefühl inneren Wertes steuerte ich am nächsten Tage einer Wechselstube zu.

Ich mußte lange warten. Eine Schlange von Wechselstern bestand sich vor mir an der Kasse, und ich hörte abwechselnd die Kurse von dänischen Kronen, spanischen Beleten, serbischen Dinaren und brasilianischen Milreis. Bündel schmutziger Scheine knisterten auf dem Walt des Kassierers — und ich freute mich schon auf den Augenblick, wo ich all das lumpige Papier mit dem Silberklange meines Dollars beschämen würde.

„Ein Dollar“, sagte ich stolz und ließ ihn klirrend auf das Zahlbrett fallen.

„Ach, ein Silberdollar“, meinte der Mann an der Kasse und beugte neugierig das Geldstück.

„Ganz recht, ein Silberdollar“, antwortete ich mit gehobener Stimme. Sollten alle wissen, wovon ich mich trennte.

Der Kassierer wurde aber sofort wieder sachlich und legte ein paar spärliche Tausendmarktscheine vor mir hin.

„Sie irren“, sagte ich wütend, da ich der Meinung war, daß man mich betrügen wollte, „der Dollar steht —“

„Der Papierdollar“, betonte der Kassierer scharf. „Der Silberdollar hat für uns nur Silberwert, und ich zahle Ihnen schon mehr als die Reichsbank.“

Als ich wieder auf der Straße stand, kniff ich mich hastig in den Arm, um festzustellen, ob das alles nicht ein Traum war. Merkwürdig, merkwürdig, sagte ich zu mir, der Spengler hat doch recht, das Abendland hat die Logik des Irrens, die Logik des Unterganges, einmal ist das Papier wertlos und das Silber von Bedeutung und dann wieder hat das Silber weniger Wert als das Papier.

Bereise, wer das kann!

Gemeinnütziger Teil

Haus- und Landwirtschaft

Salat und Sahne.

Drei Köpfe Salat werden verlesen, entrippt, sauber gewaschen und auf ein Sieb gelegt, damit das Wasser gut abläuft. Nun gießt man über den Salat heißes Fett. Inzwischen macht man eine Soße aus Essig, Sahne und Zucker und gießt diese ebenfalls über den Salat, der dann tüchtig durchgemengt wird.

Stachelbeerkompott.

3 Pfund unreife Stachelbeeren werden von Stiel und Blüten befreit und sauber gewaschen. Währenddessen löst man 1 1/2 Pfund Zucker in 1/4 Liter Milch auf und schüttet die Stachelbeeren hinein. In 8-10 Minuten plazen die Stachelbeeren und sie müssen dann sofort vom Feuer genommen werden, damit sie nicht völlig zerfallen. Sobald die Stachelbeeren erkaltet sind, kann man sie servieren.

Kohltrabi.

Zwei Mandeln Kohltrabi werden geschält und in Scheiben geschnitten. Das junge Grün wird von den Stielen befreit, in kochendem Wasser gewellt und dann klein gewiegt. Nun kocht man das Grün und die Scheiben in Fleischbrühe weich, gibt zuletzt eine Einbrenne von Mehl und Butter daran und schmeckt das Ganze mit Salz und Pfeffer ab. Inzwischen kocht man Salzkartoffeln und gibt diese zu dem wohl-schmeckenden Gericht.

Gefüllter Kohlkopf.

Recht große Kohlblätter werden in kochendem Wasser gebrüht. Dann legt man eine Serviette in einen Durchschlag und legt in diese die von den Rippen befreiten Kohlblätter ziemlich dicht rund herum. Nun wird einhalb Pfund gewiegtes Rindfleisch mit Salz und Pfeffer gewürzt und abwechselnd eine Schicht Kohlblätter und eine Schicht Fleisch in die Serviette getan, so daß daraus die Form eines Kohlkopfes entsteht. Die Serviette wird nun gebunden und der Kohl in Salzwasser weich gekocht. Vor dem Anrichten schmeißt man zwei Eßlöffel Mehl in Butter, gießt von der Kohlbrühe so viel als nötig ist, hinzu und würzt die Sauce mit Muskatnuß.

Heringe in Gelee.

Die gereinigten Heringe werden in Stücke geschnitten und nebst Salz, Lorbeerblatt, Zwiebelscheiben und Wurzelzeug einige Minuten in Essigwasser gekocht. Dann schiebt man die Heringstücke aus der Brühe und schichtet sie in einem Topfe auf. Die Brühe wird durchgeseiht, mit etwas Zitronen- und Gelatine (auf 1 Liter Brühe rechnet man zwei Blatt weiße Gelatine) verrührt und dann über die Heringstücke in das Gefäß gegeben. Ist die Masse erkaltet, so bildet sie ein schwachtes Gelee, das immer willkommen sein wird. Man kann den Hering auch blau fieden und mit Butter, gekochtem Ei und Petersilie warm auf den Tisch geben; in diesem Falle wird nur wenig Essig zum Kochwasser genommen.

Oberhemden zu plätten.

Zum Plätten der Oberhemden benützt man ein Brettchen, welches mit Flanell überzogen ist und die Größe des Vorhemdes hat. Das Vorhemd wird mit roher Stärke und mit einem kleinen Zusatz von Borax gestärkt, ausgeklopft und über das Brettchen gespannt. Nun wird es schön glatt und faltenlos geplättet. Nach dem Erkalten feuchte man es mit einem Schwamm etwas an und schiebt einen Bogen Glangpapier unter das Vorhemd. Nun plättet man mit der abgerundeten Spitze des Plättelens fest darüber hin und erzielt dadurch einen schönen Glanz.

*

Vom Anbau der Petersilie.

Man unterscheidet Blatt- und Wurzelpetersilie. Beide gedeihen in jedem Erdreich, doch wird die Laubpetersilie in leichten humösen, leicht lehmigen, feuchten Böden am besten, die Wurzelpetersilie in fräftigem Lehm am stärksten. Von der Laubpetersilie, die zum Würzen und Garnieren von Speisen, zum Bereiten von Petersiliengemüsen gebaut wird, sät man die sogenannten mooskrausen Arten am besten, und zwar in tief gegrabenes Erdreich als Einlassung von Beeten oder reihenweise in Abständen von 12-15 Zentimeter. Man kann ruhig ziemlich dicht säen, ohne zu verzeihen, wenn man rechtzeitig mit dem Schneiden der ältesten Blätter beginnt, so daß der Bestand nie zu dicht wird. Sät man zeitig, etwa Anfang März, kann man bei leichtem Schutz und regelmäßiger Ernte das ganze Jahr hindurch Petersilie in genügender Menge vorrätig haben.

Recht gute Petersilie erhält man mit Hilfe eines warmen Mistbeetes auch während des Winters, wenn man von Ende November bis Anfang März ein solches ganz oder teilweise nach Bedarf besät. Auch kann man in flache Saatkübeln oder Kästen säen und die Saat in der Küche oder im Wohnzimmer mäßig warm stehend, bei geringer Bewässerung mit lauem Wasser, jederzeit zu üppiger Entwicklung bringen. Die Petersilienwurzel ist in Anbau und Verwendung etwas verschieden von der ersteren, trotzdem sie botanisch dieselbe Pflanze ist. Freilich kann auch ihr Kraut als Gewürz verwendet werden, doch ist das Gewebe hart und der Geschmack derber. In der Hauptsache werden die Wurzeln verwendet; da diese tief in den Boden hinabgehen, muß

er auch tief bearbeitet werden; man sollte deshalb das Beet auf zwei Spatenstiche Tiefe rigolen. Ist auch frische Düngung nicht gerade rasam, so sorge man doch für ein Beet in alter guter Dungkraft, dem man eine Ansdüngung unter Bevorzugung von 40 prozentigen Kalisalz und Thomasmehl gibt. Wenn auch die Wurzelpetersilie ohne Schutz im Freien überwintert und im zweiten Jahre fortwächst, so verwendet man sie doch nach dem ersten Jahre, weil im zweiten Sommer die Wurzel zähe und faserig wird. Auch die Wurzelpetersilie wird sehr früh ausgefällt, Ende Februar oder März, da alle Petersilienstängel sehr lange, oft 4-5 Wochen, bis zum Anlaufen liegt. Im sehr starke, fleischige Wurzeln zu bekommen, sät man auch wohl schon Anfang September, überwintert die jungen Pflänzchen, nimmt sie vor Beginn der Vegetation im Frühling aus, so daß die Pflänzchen 10 bis 12 Zentimeter Abstand haben. Man gibt 5-7 Reihen auf ein Beet. Beste Sorte: Kühn vom Erfurt, die gleichzeitig gute Schnittpetersilie liefert. Allerdings darf mit dem Schnitt erst begonnen werden, wenn 3-4 ausgewachsene Blätter gebildet sind, weil durch Wegnahme des ernährenden Laubes die Entwicklung der Wurzel beeinträchtigt wird. Rasamer ist es, von der Wurzelpetersilie erst von Ende September an Laub zu schneiden, für gewöhnlich extra ein Stöckchen mit Blattpetersilie anzuzüchten. Die Wurzeln werden im Oktober herausgenommen, die älteren Blätter bis auf das Herz entfernt und die Wurzel nach Art der Wurzelgewächse in den Durchschlag getan. Schlägt man sie in eine Kiste mit Sand ein und stellt eine solche mäßig warm auf, dann ist die Küche während des ganzen Winters mit Petersiliengrünzeug versorgt.

*

Die Zimmergärtnerei im April.

Auch in der Zimmergärtnerei macht sich das Herannahen der wärmeren Jahreszeit immer mehr bemerkbar. Auch hier entzieht allenthalben neues Leben. Für einen späteren schönen Flor in Sommerklofen sät man anfangs des Monats den Samen in Töpfe oder Kästen, die mit stark sandgehaltiger Erde angefüllt sind, und stellt sie in ein sonnenreiches Fenster. Nachdem die jungen Pflänzchen das zweite Laubblatt gebildet haben, werden sie einzeln in Töpfe verpflanzt oder in Kästen mit etwa 8-10 Zentimeter Abstand. Alle abgeblühten Pflanzen werden jetzt herausgenommen, an der Wurzel, wenn nötig, beschnitten in größere Töpfe gesetzt. Kalta, Wirburnum, Goldregen und andere können in den Garten gebracht werden, jedoch nicht vor Ende des Monats, wo ihnen eine geschützte Stelle angewiesen wird. Ebenso werden alle diejenigen Gewächse umgepflanzt, die im Spätsommer zur Blüte gelangen. Solche, die schon Blütenknospen angelegt haben, lasse man aber bis nach dem Aufblühen unberührt. Alle angepflanzten Gewächse müssen aber in den ersten Tagen vor grellen Sonnenstrahlen beschützt werden. Die Zimmerluft ist so heuch als möglich zu halten. Zur Beschaffung eines schönen Herbstflores sät man nun Cinerarien und macht Stedding von Winterastern oder pflanzt ältere Exemplare aus, um sie dann später abzulegen. Allen Topfgewächsen gebe man jetzt so reichlich frische Luft als nur möglich, auch darf man mit Gießen nicht sparen. Pflanzen, die Knospen angelegt haben, gibt man wöchentlich zweimal eine schwache Dünglösung. Alle Staudenpflanzen sind sehr dankbar für ein wiederholtes Überbrausen der ganzen Pflanze mit abgestandenem Wasser. Bei Blattgewächsen sind öfters die Blattflächen mit einem feuchten Schwamm von Staub zu reinigen.

Rätselcke

Moderner Dreiflang.

Das erste steigt im Werte mehr und mehr,
Das zweite sinkt dagegen sehr und sehr,
Das Ganze bleibt: ein Komponist gar sehr.

Ein Schritt nur.

Goldeswert fürwahr, wenn „I“ inmitten,
Schwärm heiß ich es, kommt „I“ geschritten.

Goldberwandlung.

Mit i am End' recht schund und feiv
Als Goldesart bei groß und klein;
Seh a dafür, so trüt ganz schnell
Ein Komdiant von erwit gar Stell.
Jedoch mit „ud“ — ich lag nicht mehr —
Ein Buch des Rechts, sehr alt und schwer.

Dreitellig.

Das erste ist ein Komponist von Rang,
Das zweite ein Ding gar oft mit Sang und Klang,
Das Ganze nun ist doch kein Ganzes grad,
Es fehlt der Schluß, manchmal ist das recht schod.

*

Auflösungen aus der letzten Nummer.

Vierfältig: Mar-go-ri-ne.
Silben-Räsel: Dinkel; Hüßl; Dinkelstahl.
Vergeblich: Wäbe; Loube.

